

Zeitschrift:	Freiburger Zeitschrift für Philosophie und Theologie = Revue philosophique et théologique de Fribourg = Rivista filosofica e teologica di Friburgo = Review of philosophy and theology of Fribourg
Band:	28 (1981)
Heft:	1-2
Artikel:	"Jenseits von Sein"
Autor:	Graeser, Andreas
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-761558

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ANDREAS GRAESER

«Jenseits von Sein»

Mutmaßungen zu Status und Funktion der Ideen des Guten

I. EINFÜHRUNG

Platons Vorstellung von Dialektik¹ fordert eine Art von Letztbegründung, die über die jeweils maßgeblichen Anfänge ($\alphaρχαί$) hinaus zu dem archimedischen Punkt allen Wissens überhaupt gelangt: «So auch, wenn jemand mit dem dialektischen Denken allein versucht, ohne Wahrnehmung nur durch die Vernunft zu dem vorzudringen, was ein jegliches ist, und wenn er nicht eher abläßt, als bis er mit dem Einsehen ($νοῦς$) selbst erfaßt hat, was das Gute ist, so gelangt er an das eigentliche Ende des Einsehbaren ($νοητόν$)» (*Politeia* 532a–b). Damit stellt sich allerdings die Frage, was die Idee des Guten in diesem Prozeß der Letztbegründung wirklich zu leisten vermag. Wie fundiert sie unser Wissen? Welche Art von zusätzlicher Dimension sachhaltigen Wissens wird durch die Erkenntnis dieser Idee eigentlich eröffnet? Der Sonderstatus der Idee des Guten, die Platon als wichtigstes Lehrstück und wichtigsten Gegenstand philosophischer Erfahrung überhaupt sieht (*Politeia* 510b), ist darin begründet, daß sie (1) den Gegenständen der Erkenntnis Wahrheit und Erkennbarkeit verleiht (508e–509b), (2) dem erkennenden Subjekt die Möglichkeit der Erkenntnis dieser Gegenstände gewährt

¹ Gemeint ist jene Art von Dialektik, die in der *Politeia* exemplifiziert wird und in der Überwindung des Hypothetischen besteht. Cf. R. ROBINSON, Plato's Earlier Dialectics (Oxford 1967), S. 161; R. CROSS - A. WOOLEY, Plato's Republic. A Philosophical Commentary. London 1964, S. 247–248; siehe jetzt auch M. MEYER, Dialectic and Questioning: Socrates and Plato. In: American Philosophical Quarterly 17 (1980) 281–290.

(508e), (3) den Gegenständen der Erkenntnis Sein ($\tauὸ εἶναι$) und Seiendheit ($οὐσία$) verleiht (509b), (4) selbst nicht mit Seiendheit identisch ist, sondern an Würde und Bedeutung noch über Seiendheit hinausragt (509b). Alle diese Thesen weisen ins Zentrum Platonischen Philosophierens; und sie sind entsprechend schwer zu verstehen.

II. DIE PROBLEMATIK

Thesen (1) und (2) legen für sich genommen den Gedanken nahe, daß die Idee des Guten hier in proto-transzentalphilosophischer Weise zur Erklärung der Möglichkeit von Erkenntnis überhaupt ins Spiel kommt². Dabei darf freilich nicht außer acht bleiben, daß die Idee des Guten *ex hypothesi* zur Klasse der Ideen gehört, ausdrücklich als erkennbares Gebilde charakterisiert wird (532b1–2, 534b8–c2) und ihrerseits *im* und nicht etwa neben dem Bereich des Intelligiblen angesiedelt ist (532b1–2). Thesen (3) und (4) legen für sich genommen den Gedanken nahe, daß die Idee des Guten außerhalb des Bereiches von Sein lokalisiert ist und ihrerseits erst Sein konstituiert. Antike wie moderne Interpreten sahen denn hier auch die Geburtsstunde der Philosophie des Absoluten. Sie fanden hier z. B. die der neuplatonischen Hypostasen-Philosophie verwandte Auffassung, daß die Ebene des Intelligiblen von einem unsagbaren, nur mit den Mitteln einer negativen Theologie analogisch artikulierbaren, Seins- und Erkenntnis-gründenden Überseienden übergipfelt wird³. Doch charakterisiert Platon das Gute selbst eben nicht nur als erkennbar ($οντόν$). Er zählt es sogar zu dem Bereich des Seienden. Dies geht nicht nur aus den Voraussetzungen seiner These von der metaphysischen Entsprechung zwischen Denken und Sein hervor. Danach gilt nämlich, daß ein Gegenstand «vorzüglicher Erkenntnis» auch «vorzüglich sein»⁴ muß (477a3 ff.). Es ergibt sich auch aus dem unmittelbaren Zu-

² Cf. etwa H. M. BAUMGARTNER, Von der Möglichkeit, das Agathon als Prinzip zu denken. In: Parusia. Festgabe J. Hirschberger (Frankfurt a. M. 1965), S. 89–101.

³ Siehe etwa G. HUBER, Das Sein und das Absolute (Basel 1956); H.-J. KRÄMER, Der Ursprung der Geistmetaphysik (Amsterdam 1964). Siehe auch H.-J. KRÄMER, Epekeina tes ousias. In: Archiv für Geschichte der Philosophie 51 (1969) 1–30, sowie A. GRAESER, Kritische Retraktationen zur esoterischen Platon-Interpretation. In: Archiv für Geschichte der Philosophie 56 (1974) 71–87, und H.-J. KRÄMER, Neues zum Streit um Platons Prinzipienlehre. In: Philosophische Rundschau 27 (1980) 1–38.

⁴ Wenn Platon in *Politeia* V,478–480 das Seiende ($\tauὸ ὅν$) als stabiles Objekt

sammenhang der Erörterung der Idee des Guten. Denn hier heißt es u. a., daß die Idee des Guten das «Glänzendste unter dem Seienden»⁵ ist (518c9). So wenig die Idee des Guten selbst unerkennbar ist, so wenig ist sie also *simpliciter* überseiend.

Nun besagen Thesen (3) und (4) zweifelsfrei, daß die Idee des Guten die übrigen Dinge (i. e. die Ideen) überragt und ihnen Sein und Seiendheit gewährt. Freilich kann Platon mit den Ausdrücken «Sein» und «Seiendheit» keinen Begriff bloßer Existenz ins Auge gefaßt haben, jedenfalls keinen Begriff von Sein, der sich durch den sog. Existenzquantor darstellen ließe oder auf den Sinn von Sein reduzieren lassen könnte, demzufolge «Sein» soviel heißt wie «Wert einer gebundenen Variablen sein»⁶. Mithin dürfte die Weise der Fundierung, die die übrigen Ideen von seiten der Idee des Guten her erfahren, weniger das Faktum bloßer Existenz betreffen als vielmehr das Faktum, daß die Ideen so sind, wie sie sind. Schon Aristoteles scheint von der Auffassung aus gegangen zu sein, daß jenes Sein, welches die Ideen von dem höchsten Prinzip her empfangen, den Gesichtspunkt ihrer Sachhaltigkeit ($\tauό τί ἔστιν$) betrifft (cf. *Metaphysik* A 6, 988a10). Jedenfalls liegt der Gedanke nahe, daß die Annahme der Existenz einer Wesenheit von der Art der

der Erkenntnis mit den fluktuierenden Gegenständen der *Doxa* kontrastiert und letztere als Zwischendinge zwischen Seiendem und Nicht-Seiendem charakterisiert, so ist klar, daß «Sein» bzw. «Nicht-Sein» hier nicht für Existenz bzw. Nicht-Existenz stehen können. Vielmehr ist «Sein» (und a fortiori «vorzüglich sein» usw.) ein elliptischer Ausdruck für «nur als das existieren, was es bedeutet *F* zu sein». Cf. auch R. KETCHUM, Plato on Real Being. In: American Philosophical Quarterly 17 (1980) 214–220.

⁵ *Politeia* 518c9 spezifiziert, daß das Denken erst zum Seienden gelangt ($\tauό ὄν$) und schließlich zum Glänzendsten des Seienden. – « $\tauό ὄν$ » markiert, im Sinne des oben (Anm. 4) Gesagten, *Sein*, welches nur von den Ideen als reinen Repräsentanten begrifflicher Gehalte exemplifiziert wird. Entsprechend läßt sich der Genitiv $\tauοῦ ὄντος$ nicht umgangssprachlich im Sinne von «überhaupt» deuten. Er markiert vielmehr Zugehörigkeit zum Sein und damit, *ex hypothesi*, eine besondere Weise von Sein. – Daß Existenz in der griechischen Philosophie so gut wie nie thematisch wird, betonten besonders G. E. L. OWEN, Aristotle on the Snares of Ontology. In: R. BAMBROUGH (Hrsg.), New Essays on Plato and Aristotle (London 1965), S. 71, und C. H. KAHN in einer Reihe von Arbeiten. Vgl. Why does Existence not Emerge as a Distinct Concept in Greek Philosophy?. In: Archiv für Geschichte der Philosophie 58 (1976) 323–334.

⁶ Daß das Quine'sche Kriterium sich für den metaphysischen Sinn von «Sein» nicht eignet, betont jetzt auch H. WEIDEMANN, Zur Logik singulärer Existenzaussagen nach Thomas von Aquin und W. Van Orman Quine. In: Philosophisches Jahrbuch 86 (1979) 42–59; siehe auch A. GRAESER, Aristotle and Aquinas on being as being true. In: C. Gagnebin (Hrsg.), Metaphysique et Histoire de la Philosophie (Lausanne 1981).

Idee des Guten «jenseits von Seiendheit» ($\epsilon\pi\epsilon\kappa\varepsilon\iota\nu\alpha \tau\bar{\eta}\varsigma \sigma\bar{\omega}\varsigma\alpha\varsigma$) in Platons Augen der Erklärung jenes Umstandes Rechnung tragen soll, daß die Ideen so, wie sie sind, über das Merkmal der Güte verfügen.

III. DER LÖSUNGSVERSUCH

Für eine Annahme dieser Art sprechen u. a. folgende Überlegungen:

(i) Wenn die Ideen in der Tat so etwas wie Urbilder, Ideale, Standards und Normen sind, auf die sich Sein und Sollen sämtlicher raumzeitlicher Gegebenheiten und Vorgänge hin orientieren, so kann sich die Sachhaltigkeit einer jeden Idee genau genommen nicht in dem erschöpfen, was Philosophen heute unter allgemeinen Prädikaten bzw. unter den Bedeutungen singulärer abstrakter und allgemeiner konkreter Termini verstehen. Denn die Ideen wären in diesem Fall kaum mehr als bloße Klassifikationsbegriffe. Was immer die Ideen auch sonst sein mögen⁷, sicher verfügen sie in Platons Augen über so etwas wie ein Merkmal von Güte. Denn es muß ja einen Grund dafür geben, daß diese abstrakten Wesenheiten überhaupt die Funktion von Normen haben können. Fraglich bleibt nur, wie dieses Merkmal der Werhaftigkeit vorzustellen ist (s. u.).

(ii) Der Dialektiker, der seine Gegenstände kennt und den jeweiligen Wesens-*Logos* zu artikulieren vermag, weiß nicht nur, was *X* ist und daß *X* an sich genau das ist, was es ist. Er weiß auch, warum *X* so ist, wie es ist: Zu wissen, daß Gerechtigkeit an sich dieses oder jenes ist, ist eine Sache; zu wissen, warum dieses oder jenes Gerechtigkeit an sich ist, eine andere Sache. Der platonische Philosoph weiß nicht nur, was Gerechtigkeit an sich ist. Er weiß auch, warum Gerechtigkeit an sich einen moralischen (und vielleicht auch außer-moralischen) Wert verkörpert und daher als Ideal anzusehen ist⁸. (iii) Wenn Platon die Idee des Guten bisweilen als eine unter anderen Ideen erwähnt (cf. *Parmenides* 129a f.,

⁷ Siehe A. GRAESER, Platons Ideenlehre. Sprache, Logik und Metaphysik. Eine Einführung (Bern 1975).

⁸ Andere Deutungsvorschläge geben R. HARE: Plato and the Mathematicians. In: New Essays on Plato and Aristotle (oben, Anm. 5), S. 35–36, und N. P. WHITE, Plato on Knowledge and Reality (Indianapolis 1977), S. 100–101. Whites Auffassung («To understand what it is to be the Form of *F*, then, is to understand what it is to be an unqualified, and thus perfect, and thus good, specimen of *F*», a. a. O. S. 101) läuft allerdings Gefahr, die Idee z. B. des Kreises als den perfekten Kreis auszugeben und damit Platon dem Vorwurf der Selbstprädikation auszusetzen.

Phaidon 65d, 75c, 76d, 77a, 100b, *Politeia* 507a), so kann und soll dies nicht darüber hinwegtäuschen, daß diese Idee tatsächlich keine Idee *inter alias* ist.

Denn die Idee des Guten kann nicht ohne weiteres als Objekt einer direkten Teilhabe-Beziehung angesehen werden⁹. Aussagen wie «*Q* ist ein Mensch» legen klare und sozusagen eindimensionale ontologische Verhältnisse an den Tag; Aussagen wie «*Q* ist gut» tun dies nicht. Denn im Falle der Aussagen letzterer Art bleibt stets zu fragen «ein gutes *Was* ist *Q*?», «inwiefern ist *Q* gut?» usw. Während die Tatsache, daß *Q* ein Mensch ist, unproblematisch als Fall einer Teilhabe-Beziehung zwischen dem Individuum und der Idee Mensch gedeutet werden kann, ist Entsprechendes bei Aussagen wie «*Q* ist gut» offenbar nicht möglich. Denn unabhängig von der philosophisch schwierigen Frage, wie die Verwendung des Adjektivs *gut* logisch einzuschätzen ist, mag eine Behauptung wie «*Q* ist gut» soviel besagen, wie daß *Q* ein gutes Messer ist (d. h. es eignet sich zum Schneiden), daß *Q* eine moralisch gute Handlung ist (d. h. sie entspricht den Prinzipien der Gerechtigkeit) usw. Mithin scheint es so zu sein, daß die Eigenschaft ‘gut sein’ einem Gegenstand nicht *simpliciter* zukommt und daß das Adjektiv *gut* – wie P. Geach behauptete – seiner Logik nach vorwiegend attributiv und nicht einfach prädikativ funktioniert¹⁰. Platon könnte jedenfalls gemeint haben, daß jede raumzeitliche Verwirklichung der Idee des Guten an partikulare Teilhabe-Beziehungen gebunden ist. In diesem Sinn könnte die Charakterisierung der Idee des Guten als Wesenheit «jenseits von Seiendheit» (4) genau dem Umstand Rechnung tragen, daß die Präsenz des Guten in der Welt in keinem Fall als Resultat einer direkten, eindimensionalen Teilhabe-Beziehung erklärbar ist und daß das Gute selbst den Bereich der Ideen also noch irgendwie transzendiert.

Damit stellt sich freilich die Frage, wie diese Weise einer sozusagen indirekten Vermittlung des Guten vorzustellen ist. Sicher genügt es nicht

⁹ Dies hatte auf seine Weise bereits Aristoteles geltend gemacht: *Topik* A 15, 106a1-8, 109a3-12 zeigt, daß es unterschiedliche Gründe für die Zuschreibung des Adjektivs *gut* gibt. In *NE* A 6 und *EE* A 8 argumentiert Aristoteles gegen die platonische Annahme der Existenz eines allumfassenden Guten, und zwar mit dem Hinweis, daß «gut» ebenso wie «seiend» in verschiedenen Kategorien prädiziert werde. Siehe A. GRAESER, Probleme der aristotelischen Kategorienlehre. In: *Studia Philosophica* 37 (1977) 75 ff. mit weiterer Literatur.

¹⁰ P. GEACH, Good and Evil. In: *Analysis* 17 (1956) 33-42, abgedruckt in P. FOOT (Hrsg.) *Theories of Ethics* (Oxford 1977), S. 64-82; siehe auch B. WILLIAMS, Morality. An Introduction to Ethics (Cambridge 1972), S. 52 ff.

zu sagen, daß die Idee *F*-heit *qua* Idee gut ist. Denn jene Eigenschaften, die die Ideen als Ideen charakterisieren, gehen nicht auf die Partizipanten über: Zwar sind die Ideen *qua* Ideen z. B. eingestaltig, ihre Partizipanten sind es nicht (cf. *Phaidon* 80b4). Eher bietet sich jenes Erklärungsmodell an, das Platon im *Phaidon* einführt und der abschließenden Argumentation für die Unsterblichkeit der Seele zugrundelegt (103e ff.)¹¹. Hier, wo Platon das Verhältnis von Begriffen zueinander diskutiert, geht es um solche Fälle, in denen eine Idee (z. B. Seele) eine andere (z. B. Leben) mit heranträgt (ἐπιφέρει). So hält Platon dafür, daß die Frage «Warum ist *x* ungerade?» nicht einfach unter dem Hinweis auf die Tatsache beantwortet werden kann, daß *x* an der Idee Ungeradheit teilhat. Eine wirklich «kluge Erklärung» (105c1) erfordert mehr: «*x* ist ungerade, weil *x*, da es drei ist, an der Idee Dreiheit teilhat, Dreiheit aber Ungeradheit mit sich bringt, so daß alles, was drei ist, auch ungerade ist» (104a–b). Offenbar steht der Ausdruck «mit-heran-tragen» (ἐπιφέρειν, ἐπιφορά) für die begriffliche Beziehung des sog. Entailments, d. h. für die logische Struktur des Enthaltsseins eines Begriffes *U* in einem anderen Begriff *D*¹². In diesem Sinn ist Ungeradheit keine Eigenschaft von Dreiheit, wohl aber ein Merkmal des Begriffes Dreiheit. Ähnlich wird G. Frege später sagen, daß ‘eine ganze Zahl sein’, ‘kleiner als 10 sein’ als Eigenschaften des Gegenstandes 2, zugleich aber als Merkmal des Begriffes ‘positive ganze Zahl kleiner als zehn’ erscheinen¹³. Sollte Platon ‘gut sein’ entsprechend als Merkmal des Begriffes aufgefaßt haben, für den eine Idee *F*-heit steht, so würde er das Vorkommen der Eigenschaft ‘gut sein’ unter Hinweis auf so etwas wie die *Epiphora*-Struktur erklären können: *x* ist gut, weil *x*, da es *F* ist, an der Idee *F*-heit teilhat, *F*-heit aber Gutheit mitbringt.

Diese Interpretation hätte den Vorteil, daß Platon zur Erklärung der Tatsache des Vorkommens der Eigenschaft ‘gut sein’ in der Welt nicht auf solche Annahmen rekurrieren müßte, wie daß die Idee *F*-heit *qua* Idee gut ist oder daß *F*-heit selbst über die Eigenschaft ‘gut sein’

¹¹ Der bereits klassische Interpretationsvorschlag zu diesem Komplex stammt aus der Feder von G. VLASTOS, *Platonic Studies* (Princeton 1973), S. 76–110.

¹² Ob Platon dies so erfaßt hat, ist allerdings zweifelhaft. Denn er hat die Tendenz, Entailment-Beziehungen sprachlich so zu artikulieren, als handle es sich um Ding-Eigenschaft-Beziehungen. Vlastos (oben, Anm. 11) hat diesem Faktum keine Beachtung geschenkt.

¹³ G. FREGE, Über Begriff und Gegenstand. In: Vjschr. f. Wiss. Philosophie 16 (1892) 201–202, zitiert nach G. PATZIG (Hrsg.), G. Frege. Funktion, Begriff, Bedeutung (Göttingen 1966), S. 76–77.

verfügt. Mit anderen Interpretationen teilt sie freilich den Nachteil, daß wir nicht wissen, was Platon unter ‘gut sein’ *-simpliciter* verstand. Mithin läßt sich auch ‘gut sein’ *qua* Merkmal eines Begriffes nicht ohne weiteres analysieren. Indes meinte Platon, daß die Idee des Guten so etwas wie eine dialektische Letztbegründung ermöglicht; also müßte er der Sache nach gemeint haben, daß die Erkenntnis dessen, was «gut sein» wirklich bedeutet, sowohl die notwendige als auch hinreichende Bedingung der Kenntnis aller Ideen ausmacht. Mithin müßte er gemeint haben, daß ‘gut sein’ so etwas wie eine begriffliche Ingredienz einer jeden Idee ist. Doch was das Gute selbst ist, bleibt ungesagt.

IV. ABSCHLIESSENDE BEMERKUNGEN

Für das dialektische Denken, das sich bis zu diesem Grenzpunkt aufschwingt, besagt das Charakteristikum «jenseits von Seiendheit» demnach, daß hier alle weiteren Fragen versagen müssen. Wollte man die Idee des Guten nämlich einer regulären begrifflichen Analyse unterziehen, so könnte eine solche Analyse eben nur auf jene Begriffe zurückgreifen, deren Gehalte ihrerseits erst im Lichte der Idee des Guten vollgültig Kontur gewinnen. Andere, gut-neutrale Begriffe inhaltlicher Art kann es jedoch nicht geben. Gäbe es sie doch, so wäre der Status der Idee des Guten als Wesenheit «jenseits von Seiendheit» bereits destruiert, die «Grenze des Einsehbaren» befände sich irgendwo jenseits des Guten.

Sicher ist es richtig zu sagen, daß die Idee des Guten Züge des vielberedeten Unsagbaren hat¹⁴. Nur war Platon kein Wittgenstein; und die Ontologie des *Tractatus* ist mit der Ontologie der Zwei-Welten-Lehre Platons nicht kommensurabel. Eher scheint ein Vergleich mit G. E. Moore angezeigt, der die Auffassung vertrat, daß das Wort «gut» für eine nicht-komplexe, unanalysierbare und jedenfalls nicht definierbare Qualität stehe¹⁵. Doch läßt auch ein solcher Vergleich das Eigentümliche der Position Platons außer Betracht. Immerhin deutet Platon an, daß der Dialektiker seinen Begriff vom Guten am Sein selbst (*κατ' οὐσίαν*) zu testen (*εξελέγχειν*) vermag (*Politeia* 534b8 f.). Insofern wäre es auch

¹⁴ Cf. W. WIELAND, Platon und der Nutzen der Idee. Zur Funktion der Idee des Guten. In: Allgemeine Zeitschrift für Philosophie 3,1 (1976) 31–33.

¹⁵ Cf. G. E. MOORE, Principia Ethica (Cambridge 1976, 1. Aufl. 1903), S. 8–9 u. ö.

verfehlt, hinter Platons Auffassungen bezüglich der Natur des Guten die Position eines Mystizismus erkennen zu wollen. Denn anders als sein grosser Interpret Plotin, der für die Erfahrung des «jenseits des Seins» befindlichen (Über-) Guten/Einen eine Form der Erkenntnis in Anspruch nimmt, die sämtliche Kategorien der Begrifflichkeit schlechthin transzendierte, sieht Platon das Unbedingte ($\alpha\gamma\mu\pi\sigma\theta\epsilon\tau\omega$) nicht außerhalb jeder Begrifflichkeit. Zwar scheint die Art von Intuition, der sich das Gute selbst eröffnet, am Modell des direkten bzw. nicht-propositionalen Erfassens orientiert zu sein (cf. 518b $\alpha\psi\alpha\mu\varepsilon\nu\varsigma$); und sicher ist diese Vorstellung einer unmittelbaren Bekanntschaft für so gut wie alle Charakterisierungen mystischer Positionen belangvoll. Nur gilt es zu bedenken, daß Platon eben dieses Modell der unmittelbaren Bekanntschaft auf sämtliches Ideenwissen anwendet und daß Wissen für ihn überhaupt soviel bedeutet wie Kennen unwandelbarer Gegenstände¹⁶. Mithin ist das Modell der nicht-propositionalen Erkenntnis als solches für diesen Zusammenhang selbst nicht besonders aufschlußreich¹⁷.

¹⁶ Siehe z. B. J. HINTIKKA, Knowledge and its Objects in Plato. In: J. M. E. MORAVCSIK (Hrsg.), Patterns in Plato's Thought (Dordrecht 1973), S. 1–31.

¹⁷ Für klärende Gespräche über verschiedene Aspekte der hier erörterten Probleme danke ich den Mitgliedern des Berner 'Ancient-Philosophy Club', besonders Andreas Bächli und Thomas Gelzer. – Th. A. Slezák teilte mir eine Reihe von Einwänden mit, auf die ich in meiner Studie «Über den Sinn von Sein bei Platon» eingehen werde, die in der Festschrift O. Gigon (Basel 1982) erscheint.